

Bühnen-Aufstand in Hamburg: Benét Monteiro (Mitte) als Immigrant Alexander Hamilton, mitreißend gespielt vom Unabhängigkeitskampf bis zum finalen Duell

Revolution, Digger!

Ein Hip-Hop-Musical über einen amerikanischen Gründungsvater: Der Broadway-Hit „Hamilton“ kommt in deutscher Fassung nach Hamburg. Wird er ein Publikum finden?

Von Stephan Seiler



FOTOS: JOAN MARCUS, PERSON/STAGE ENTERTAINMENT; STAGE ENTERTAINMENT; DPA

Kann Hamilton Deutsch sprechen?, fragte die „New York Times“



Hat die meisten Lacher: Jan Kersjes als King George auf der Bühne im Operettenhaus, wo „Hamilton“ erstmals in einer anderen Sprache aufgeführt wird

Am besten startet man die Geschichte über diese Revolution in der Hamburger Speicherstadt, Kehrwieder 6. In dem Backsteinbau, Sitz von Stage Entertainment Deutschland, soll sie gleich geprobt werden. Ein schwüler Septembertag, noch 26 Tage bis zur Premiere. Vor dem Eingang bleibt ein Paar stehen. Die Frau, Sonnenblumendruck auf dem T-Shirt, blickt auf die Litfaßsäule, an der ein Plakat von „Hamilton“ klebt. „Volker, wat soll’n dat für ’n Hamilton sein?“, fragt sie ihren Begleiter. Der vermutet: „Vielleicht der Formel-1-Fahrer?“ – „Ach, Schatz, das is nix für mich“, entscheidet sie.

Stopp, alles ganz anders, möchte man rufen. In „Hamilton“ geht es um die Gründerväter der USA. Um ihren Kampf um Unabhängigkeit, um Freundschaft, Verrat, Vergebung und die Frage, was man mit der begrenzten Lebenszeit noch anfängt. Aber die beiden sind schon weiter in Richtung Miniaturwunderland.

Ihre Reaktion zeigt, dass es noch einiges zu erklären gibt für die Macher von „Hamilton – ein Stück Revolution“. Wer ist schon vertraut mit der Anfangszeit der Vereinigten Staaten? Mit der Lebensgeschichte von Alexander Hamilton, geboren 1755 oder 1757 auf einer Karibikinsel als uneheliches Kind eines schottischen Händlers? Er galt als Aufschneider und Schürzenjäger, war Adjutant und Finanzminister unter George Washington. Er führte mit einer List einen entscheidenden Sieg herbei, der den Unabhängigkeitskrieg vorentschied. Zum Verhängnis wurden ihm seine große Klappe und seine Liebschaften, die auf der Bühne genauso ausgebreitet werden wie die Hinterzimmer-Deals und faulen Kompromisse einer Demokratie in der Findungsphase. Bis heute ziert sein Gesicht den Zehn-Dollar-Schein.

Erst durch das Bühnenstück „Hamilton“ wurde die Figur aber zu einem amerikanischen Superstar. 2015 auf einer Off-Bühne in Manhattan uraufgeführt, entstand um das Historiendrama ein Hype. Ausverkaufte Vorstellungen, stehende Ovationen oft schon nach wenigen Liedern, Umzug an den Broadway. Wer zuschauen wollte, wartete Monate auf Tickets, zahlte bis zu 800 Dollar. Elf Tony-Awards, ein Grammy, Pulitzer-Preis. Disney+ kaufte die TV-Rechte.

Im Kehrwieder-Theater treffen an diesem Samstagnachmittag die Orchestermitglieder zum ersten Mal auf die 34 Hauptdarsteller, Sängerinnen, Tänzer und Zweitbesetzungen. In den folgenden Stunden ist in einem Rutsch auf Deutsch zu sehen, wie aus dem mittellosen Einwanderer ein Freiheitsheld wurde. Hamilton-Darsteller Benét Monteiro, 36, schießt auf der Bühne Selfies. Produzenten sitzen an Tischen im Theater und machen Notizen, der aus New York angereiste Supervisor Kurt Crowley, 38 – verantwortlich dafür, dass bei der Umsetzung alles nach den Vorstellungen der Show-Erfinder läuft – unterbricht, gibt Anweisungen. Auch anwesend im Saal: die Frage, ob das was werden kann mit „Hamilton“ in Hamburg.

Ab Oktober soll die Show acht Mal pro Woche das rund 1300 Plätze fassende Operettenhaus füllen. In New York schaffte es das Original, den Broadway wieder cool zu machen. Damit Ähnliches in Deutschland gelingt, hat Musicalveranstalter Stage Entertainment die Rechte am Werk des Komponisten und Schauspielers Lin-Manuel Miranda, 42, erworben.

Gute Musicals sind eine sinnliche Überwältigung, Mirindas „Hamilton“ ist eine zweieinhalbstündige Wucht. Die Inszenierung: rasant, nahtlos von einem Song zum nächsten, Rap, Soul, Blues, Rock ’n’ Roll, Pop, Barock. Miranda, Sohn puertoricanischer Einwanderer, arbeitete sieben Jahre daran, komponierte, schrieb die Lieder, sang.

„So was hatte ich noch nie gesehen“, erinnert sich Uschi Neuss auf einem der hinteren Plätze im Kehrwieder-Theater. Die 56-Jährige ist Deutschlandchefin bei Stage. Als sie sich 2015 in New York Neuinszenierungen anschaute, wie jedes Jahr, ging sie auch in „Hamilton“. „Ich habe zweieinhalb Stunden kaum Luft bekommen“, sagt sie. Die Entscheidung für „Hamilton“ habe sie aus dem Bauch heraus getroffen: „Ich spürte, das müssen wir machen!“

Nur wie? Wie übersetzt man all die historischen und popkulturellen Anspielungen? Und wie findet man das Ensemble? Denn auch das ist anders an „Hamilton“: Die weißen Gründerväter, unter ihnen viele Sklavenhalter, werden ausschließlich von schwarzen Darstellern gespielt, so lautete Linn-Manuel Mirandas Bedingung. „Das war das aufwendigste Casting, das ich je erlebt habe“, sagt Simone Linhof, 55, die in 20 Jahren bei Stage fast jede

FOTO: JOHAN PERSSON/STAGE ENTERTAINMENT

Neuentwicklung betreut hat. Für „Hamilton“ schaute sich die künstlerische Produktionsleiterin rund 3000 Kandidaten an und arbeitete mit ihnen in Workshops. Sie fragte in Schauspiel- und Musikhochschulen nach Talenten, in der Pop-Akademie, in einer Schule für Rap und Graffiti. Über zwei Jahre dauerte es, bis die Truppe stand. Die Endauswahl fand im Beisein von Lin-Manuel Miranda statt, während der Coronazeit per Videoschalte.

Bis auf den britischen König George werden alle Figuren von Immigranten oder Kindern von Immigranten gespielt. Benét Monteiro, Darsteller der Hauptfigur, lebt seit zwölf Jahren in Hamburg, wo er in „König der Löwen“ zu sehen war. Charles Simmons (George Washington) stammt aus Kansas City, USA. Die Eltern der Berlinerin Ivy Quainoo wurden in Ghana geboren. Die 30-Jährige siegte einst in der TV-Show „Voice of Germany“ und spielt Hamiltons Frau Eliza.

Im September berichtete die „New York Times“ auf drei Seiten über die Hamburger Umsetzung. Überschrift: „Can Hamilton speak German?“ Und damit sind wir beim Job von Sera Finale. An einem Augusttag sitzt der Rapper und Songwriter am Ufer des Lietzensees in Berlin-Charlottenburg und erzählt von seinen Aufträgen für Mark Forster und Helene Fischer, von seiner Erfindung Dikka, dem rappenden Nashorn. Er sei wie Miranda und Hamilton in armen Verhältnissen aufgewachsen, „in einer Wohnung mit Ofenheizung“.

Auf Sera Finale war Simone Linhof nach langer Suche gestoßen. Sie beauftragte ihn und den Musical-Übersetzer Kevin Schroeder mit der deutschen Version der 47 Songs. Das sind 25 000 Wörter, rund 9000 mehr als bei „Mamma Mia!“. „Es war ein krasser Ritt“, sagt Finale. „Wir haben ein halbes Jahr durchgearbeitet.“ Die Liedtexte wortwörtlich zu übersetzen hätte nicht funktioniert. Finale erzählt vom Ringen um die Zeile „I imagine death so much, it feels more like a memory“, aus der er am Ende „Täglich schreibt der Tod zwischen den Zeilen in mein Tagebuch“ machte. „Wir nahmen uns viele Freiheiten.“ Manches verschwand aus dem Skript, Ostküstenangebereien, Rap-Zitate, die Namen von Leuten, die hier keiner kennt.

Stattdessen integrierten die beiden Anspielungen aus der hiesigen Hip-Hop-Szene. Einmal werden Hamilton und seine Freunde „Fantastische Vier“ genannt. Wenn Gegenspieler Aaron Burr die junge Angelica im Englischen mit „I am a trust fund, baby, you can trust me“ anflirtet, wird im Deutschen daraus „Du bist ’n Babe, möcht dein Badewasser saufen“ – frei nach Rapperin Sabrina Setlur.

Auch hier hatte das Vertrauen von Lin-Manuel Miranda Grenzen. Er ließ sich alle deutschen Liedtexte ins Englische zurückübersetzen, hatte das letzte Wort. Finale sagt: „Bei manchen Songs mussten wir immer wieder von vorn beginnen“.

Das Ergebnis sieht und hört er ein paar Wochen später bei einer Vorpremiere im Operettenhaus. Sera Finale sitzt in der zehnten Reihe neben Uschi Neuss, Kurt Crowley und Simone Linhof. Rund tausend



zahlende Zuschauer sind gekommen, die meisten jung. Einige tragen Pullis mit Hamilton-Logo. Erster Jubel nach den Eröffnungsnummern. Eine simple Holzkonstruktion als Kulisse, Kegellicht, reduzierte Kostüme: Nichts soll offensichtlich ablenken vom Wumms der Geschichte – die ist kompliziert genug.

Benét Monteiro spielt mitreißend, Ivy Quainoo als Eliza Hamilton soult sich ins Herz, Jan Kersjes als größenwahnsinniger King George ist eine Traumbesetzung. Die vielleicht größte Stärke des Stücks: Es wirkt nie peinlich. Was vor allem bei einer Zielgruppe wichtig sein könnte: Jüngere, die ihr Geld für Hip-Hop-Konzerte und teure Turnschuhe ausgeben. Und dem Publikum zeigen, dass mehr geht als singende Katzenbabys, Disney-Adaptionen und alles von Andrew Lloyd Webber.

Stage Entertainment produziert das meiste davon. Das Unternehmen litt massiv unter den Corona-Lockdowns und büßte allein 2021 über 450 Millionen Euro Umsatz ein. „Hamilton“ auf die Bühne zu bringen, kostet laut Chefin Neuss 13 Millionen Euro, inklusive 2,5 Millionen für Werbung und Marketing. Für das Historiendrama gilt dabei das Gleiche wie für alle Stage-Produktionen: Es muss nach einem Jahr möglichst profitabel sein. Und dann ist da auch noch Corona.

Die Vorpremiere im Operettenhaus geht zu Ende. Stehender Beifall. Sera Finale und Uschi Neuss sehen gelöst aus. Die meisten Pointen saßen, die Übersetzung funktioniert. Die Story scheint niemanden im Saal verwirrt zu haben. Supervisor Kurt Crowley wirkt etwas müde,



Links: Songwriter Sera Finale (l.) und Musical-Autor Kevin Schroeder arbeiteten ein halbes Jahr an der Übersetzung des „Hamilton“-Skripts. „Wir nahmen uns viele Freiheiten“, sagt Finale, der sonst Texte für Helene Fischer und Sido schreibt. „Hamilton“-Erfinder Lin-Manuel Miranda (r.) hatte beim deutschen Ensemble und bei der Übersetzung das letzte Wort

in der Hand hält er Notizen mit Anmerkungen. Dann noch eine schlechte Nachricht. Ein Mitarbeiter von Stage Entertainment erzählt am Rande, dass „Wetten, dass..?“ abgesagt hat. Die Produzenten wollten die Musical-Revolutionäre doch nicht in die nächste Livesendung im November einladen. Wie schade für „Hamilton“ – und was ein riesiges Pech fürs ZDF.. ✶



Mit „Cats“ und „Mamma Mia!“ konnte **Stephan Seiler** nie viel anfangen. „Hamilton“ aber faszinierte ihn sofort. Er besuchte einige Proben, sprach mit Darstellern und staunte, wie aufgeregt diese waren, im Stück mitspielen zu dürfen